

Publicum zuerst: Ihr irrt, ich will euch gar nicht diesen Menschen zeigen, den ihr kennt, ich bringe einen ganz anderen! Frau ... nicht so klug, das zu thun. Es reizt sie, der Sandroff zu gleichen. Es reizt sie, zu beweisen, dass sie auch kann, genau so kann, wie die Sandroff. Es reizt sie, die Sandroff zu copieren. Das gelingt ihr denn auch einige Male förtlich, in Worten, Gesten und Blicken, zum Schreien. Sie verzüchtet nur, dass sie zu ihrer Gestalt, ihren Bewegungen, ihrer ganzen Art gar nicht passen, und im Schatten der Sandroff, den sie vermessen noch selber beschwört, kann sie nicht glänzen. Nehulich ist es mit Fräulein Kettin, die jetzt die tapfere kleine Lehrerin spielt. Man hat sich nun einmal ein anderes Bild von der Rolle gemacht. Das will nicht vertöfchen, wie sehr man sich auch immer freuen mag, dieses liebe und zierliche Geschöpf zu sehen und seine Klare, so geschwinde, so helle Rede zu vernehmen, wo die Worte wie Forellen in einem jungen Bache schießen.

Der „Schneffler“ von Ludwig Feld, dem Autor der lustigen „Näherin“, ist eine derbe, nicht eben wäherliche Fosse, ohne rechte Dandlung, mehr nur so ein Quodlibet von Späßen. Sie nimmt ihre Wirkungen, wo sie sie findet, schein keinen Kalauer und bentet bald Pariser, bald Wiener Muster an. Aber sie ist sehr komisch, man muss unbändig lachen und was will man denn noch mehr? Auch wird sie gut gespielt, in den Rollen der Herren Fröden, Schildkraut und Nakter sogar glänzend. Diese Gattung gelingt dem Raimundtheater immer: für sie hat es den Ton und die Kräfte. Es sollte bei ihr bleiben.

Händels „Judas Maccahus“ ist nächst seinem „Messias“ ein bevorzugtes Aufführungsstück der großen Concerte. Die Gesellschaft der Musikfreunde widmete ihm das dritte Mittagsconcert. Von den Solofängern war nur Hr. Lederer (von unserer Posoper) einheimisch. Alt und Tenor hatte man sich aus Dresden verschrieben, Hr. v. Niefen und Kammerfänger Antkes, während die Basspartie von einem Dillfelderer, Georg Feuten durchgeführt wurde. Die beiden Frauenstimmen werden öfter im Duett zusammengeführt und da wäre wünschenswert gewesen, dass sich die Stimmen der genannten Damen besser ineinandergefügt hätten, als es schon nach der Klangfarbe derselben und nach ihrer Tongebung in diesem Fall möglich war. In den Engelsfängen kam die frische Stimme des Hr. Lederer, soweit sie nicht an einer gewissen vorstichtigen Schwerefälligkeit litt, und die deutliche Phrasierung durch Hr. v. Niefen zur Geltung. Herr Feuten würde noch mehr einnehmen, wenn er seiner schönen, weichen Bassstimme eine größere Steigerung abgewinnen könnte. Herr Antkes endlich, der gegenwärtig auch an unserer Oper ein Gastspiel absolviert, hat uns mit der Wiedergabe der Titelpartie aufrichtiges Vergnügen bereitet. Die Stimme ist in der Höhe wohl nicht unverfehrt, er gebraucht sie aber in geschickter Weise und, was die Hauptfache ist, verflügt über das nötige Temperament, um uns das Hinreichende der Heldengestalt einigermaßen glaubhaft zu machen. Die Stelle „Masi die Trompet“ (Sound an alarm) hat freilich Herr Davies aus London mit größerem Glanze gesungen, was aber eben auf die kräftigere und zuverlässigere Höhe der Stimme des englischen Sängers zurückzuführen ist. Das englische Original genieht zudem den Vortheil besserer Textunterlegung. Es ist nicht schön, wenn der Deutsche in einer mehrmals wiederholten Adenz „Heldgesang“ fingen soll. Wenn auch Herr Antkes einen freischeren Zug in die sonst ziemlich schlüfrige Aufführung brachte und auch der wohlbedachte Siegesfang seine Schuldigkeit that, wäre es doch angezeigt, dass man solche große Werke nur mit einem besonderen Anlauf aller Kräfte zur Darstellung bringen sollte.

Im ersten Stockwerke des Ministerhauses schlüft jetzt die Ausstellung des Aquarellclubs. Die Winterjonne gibt ein mattes Licht, und das Hin und Wieder des Publicums kann seinen Schimmernden fördern. Auch von den fünf, sechs Bildern, die das Interesse ein wenig wachhalten sollten, ist nicht viel zu sagen. ... Künstler, die sich wie Stud stets zu concentrieren, auf eine bewusste, strenge Eigenheit zurückzuführen bestrebt sind, müssen hier und da in eine vollständig äußerliche Schablonisierung, in ein Copieren ihres eigenen Stils verfallen. Stude Vastell, ein blonder Damentopf, ist ein deutlicher, nur allzubedeutlicher Beleg dafür. Grundfänglich steife, harte Conturen, peinlich gezirkelte Kreise in den Augenröhren z. B., winkelige Krümmungen verzerrten diesen interessanten und gewiss auch sehr geistreich gemeinten Kopf. Auf diese Weise kann eine Porträstudie zum Schlus auf den Zustand der Modejournaltechnik zurückföhren. Dazu kommt die bekannt spärliche Colorierung Stude: ein bledies Mohlfwarz, ein bledies Kreideweiß und alles andere Papier. Feltmanu ist mit einer sehr hübschen Souache vertreten. Abendsonne, Weideplatz, im Vordergrunde die Wägd mit Hübel und Schemel. Wie immer hat dieser Maler auch hier charakteristische, fast dramatische wirkende Züge für die Darstellung seiner Menschen. Bedentlich ist nur das tiefe, eintönige Blaugrün, das nicht ganz zum Eindruck stimmt. Sehr einheitlich und harmonisch ist die Landschaft auf Udes Evangelienbild (gleich falls Souache). Auch die Heldengestalt des Engels, der den erschauerten Wanderer an der Hand führt, ist sehr fein componiert. Aber lässt sich das Bild auch nicht leicht tadeln, umso leichter übersehen. Es musste dem Maler der gigantischen „Kreuzabnahme“ schwer fallen, auf einer Quatrfläche etwas einbringlich und wirkungsvoll zu „sagen“. Da sind jene vor allem Meister, die der Stimmung oder schon dem Auge zu schmeicheln wissen. J. H. Herkomer mit seinem harmlosen, auf den ersten Anblick ergöhlichen, — freilich auch etwas banal gepinselten — Aquarellbildchen. ... Zum Schlus die Wiener. Zu erwähnen wäre höchstens Einer, der sehr elegant und geistvoll Frauen hübscher Damentopf in einer ganz aparten, wirksamen Haltung zeigt ihn wohl zum Theile, aber das Bildnis der Frau Editon verleiht ihm ganz.

Carl Michael Bellman 100jähriger Todestag am 11. Februar in ganz Schweden als der des größten Volksdichters dieses Landes gefeiert wurde, lebt heute in der Literaturgeschichte vornehmlich unter dem Nide des Schöpfers zahlloser Tranklieder, die sich sowohl durch ihre hübschen, meist vom Dichter selbst, wenn auch nicht stets nach eigener Erfindung, geschaffenen Melodien und durch ihre jubelnde Laune und frische Stimmung auszeichnen, und humoristischer Schwänke, die zwar bisweilen recht derb, aber immer originell und ein reiches Gestaltungsvermögen der rathend waren. Aber Carl Michael Bellman war auch ein politischer Dichter, und wenn auch, wie das eine solche Kunststrichung mit sich bringt, diese Seite seines Schaffens heute ziemlich vergessen ist, so bildet sie doch ein wesentliches Glied in seiner Characteristik und in einer Darstellung der Geschichte von König Gustav III. Adolph werden Bellman's Gesänge zu seinem Ruhme nicht unbeachtet bleiben können. Man hat es Bellman vielfach zum Vorwurf gemacht, dass er sich zum königlichen Leibpoeten hergegeben habe und die Meinung ausgesprochen, er hätte das nur aus materiellen Gründen gethan, und dabei darauf verwiesen, dass er im Jahre 1756 ein Gedicht veröffentlichte, in welchem er für die „schwedische Freiheit“ in begeisterter Weise eintrat und sie ein „Dimmelkind“ nannte; aber man muss berücksichtigen, dass der Autor damals erst 15 Jahre alt war und wohl kaum persönliche Anschauungen in diesem Gedichte geübet haben dürfte, sondern vielmehr die traditionellen seiner Familie. Ob man Bellmans Sympathien für den König und sein gewaltthätiges Vorgehen gegen die Adelsprivilegien theilt oder nicht, das ist eine Sache für sich, aber man muss ihn dagegen in Schutz nehmen, dass er seine Muse gleichsam um des Lohnes halber der Sache des Königs geweiht habe. Schon Fryxell hat in seinen „Berättelser ur svenskia histoeri“ darauf hingewiesen, dass dem ganzen Wesen Bellmans der lebenslustige und sich gern dem Lebensgenuss hingebende König durchaus wefensverwandt war und dass ihm dessen frisch zugreifende Entschlossenheit sicher imponierte, umso mehr, als der König ja auch in der That ein hochgeniale Verstandlichkeit war und seine künstlerische Begabung ihn schon dem Sangsdichter sehr nahe bringen musste. Es soll nicht geleugnet werden, dass er im weiteren Verlaufe auch manches verfaßt hat, was nur eine reine Schmeichelei war und namentlich jene gereimten Mittheilungen, die er eigenen und fremden Gesuchen vielfach beige, sind sicher der Berechnung entsprungen, sich und seinen Freunden Vergünstigungen zu verschaffen, da er wohl wusste, dass der König an diesen Drolerien Gefallen fand. Besonders auch die Vorträge, die im „Augusti-Bröder-Orden“ von ihm gehalten wurden, der ausdrücklich zu dem Zwecke begründet war, die Staatsumwälzung zu feiern, unterscheiden sich in der That kaum von der damals an allen Höfen üblichen verherrlichenden Popperie und in einzelnen politischen Fragen, wie in dem Streich betrefis des Landeshauptmanns Gyllenwan, dessen Abiegung auf den beständigen Widerspruch stieß, sowie gelegentlich des Verbotes des Branntweindrennens in einzelnen Häusern, nahm er für den König wohl nicht aus besserer Ueberzeugung gegenüber der Volkstimmung Partei, sondern um dem König in Angelegenheiten, die ihm Verdrus bereiteten, zu Diensten zu sein. Das aber seine Poesien zu König Gustavs Lob nicht nur reine Liebedienerei war, beweist am besten der Umstand, dass er auch nach dem Tode des Königs insofer der tödlichen Verwundung auf dem so berühmten gewordenen Maskenballe im Augusti-Bröder-Orden eine gereimte Lobhymne auf den König vortrug, die von allen übrigen mit eigenem Schweigen aufgenommen wurde und auch Bellman sehr in Miscredit brachte, und in der der Hauptgrund zu suchen ist, dass er für den Rest seiner Lebenszeit in die größte Noth gerieth. So find dieser König und dieser Dichter unzertrennbar verbunden und wenn auch beide fittlich nicht auf der Menschheit Höfen wandelten, so schlingt um beider Haupt sich doch der grüne Kranz, der frischen, naturwüthigen Talenten gebührt.

Man schreibt uns aus Berlin: In der Nationalgalerie befindet sich zur Zeit eine Sonderausstellung der Werke des jüngst verstorbenen Münchener Malers Bruno Piglhein. Eine hübsche Site, solche Ausstellungen. Und niemandem wird es zweifelhaft sein, dass Piglhein dieser Ehrung voll auf würdig ist. Um so mehr muss es auffallen, dass derselbe Leiter der Nationalgalerie, der den Todten so schätzte, es niemals für notwendig gehalten hat, ein Werk des Lebenden für die Sammlung zu erwerben. Und wer weiß, ob die Galerie auch jetzt das nachholen würde, hätte nicht Herr Krupp dem todtlichen Freunde die Freude gemacht, sein Schmerzenskind, das „Moritur in Deo“ zu erwerben und dem Deutschen Kaiser für die Nationalgalerie zur Verfügung zu stellen. Dies Bild des Getreuzigten, den der Todeseengel küßt, ist nicht das beste Werk Piglheins, und der Maler soll noch auf dem letzten Krankentage mit bangen Zweifeln sich gequält haben, ob diese Arbeit seiner Freiheit ihn würdig vertreten werde. Es wäre vielleicht besser gewesen, den Platz in einer Kirche einzuräumen. Piglheins Leben ist ein trauriger Beweis dafür, wie jämmerlich schlecht wir es verstehen, die Kräfte eines Künstlers auszunützen. Wie kein anderer Künstler der letzten Zeit war er durch seine eminenten koloristische Begabung und sein großes Können dazu berufen, decorative Werke in großem Stile zu schaffen. Noch weiß ich keinen, der so wie er die riesigen Flächen im neuen Reichshaus schmücken könnte. Niemand ist ihm eine solche Aufgabe zuheil geworden. Er verstand es eben nicht, vornehm und künstlerisch wie er dachte, zu streben und zu kriechen. So ist, mit wenigen Ausnahmen, was er hinterläßt, zwar an sich schön und bemerkenswert, und manches seiner Werke wird ihn lange überleben, aber es entspricht bei weitem nicht dem, was er unter glücklicheren Verhältnissen, im Dienste eines prunkliebenden Fürsten oder eines künftigen Gemeinwefens hätte leisten können. Er erwidert auch so noch als ein hartes, viel seitiges, liebenswürdiges Talent, aber er hätte sich an größeren Aufgaben vielleicht zum Genie entwickelt. Das Zeug dazu hatte er. Piglhein war der Präsident der Münchener Sezession, der er die letzten Jahre seines Lebens geopfert hat. Aber er hat mit dieser Jugend künstlerisch eigentlich nichts gemein. Er hatte in seiner Jugend die Schule von Diez genossen, später von Gernsbach, Böcklin und Makart Anregungen empfangen. Und dabei ist es eigentlich auch geblieben. Kleinair und die übrigen Principien des Naturalismus Modelt nie auf ihn gewirkt, wie er denn auch von dem modernen Leben an Weltkampf der Nationen und das Recht der künsterischen Verstandlichkeit.